

Teamunfähigkeit

von Stefan Taubner

Der Kapitalismus ist auch nicht mehr das, was er mal war. Bestand seine Leistung einst darin, dem (im Ideal) freien Wettkampf von Einzelinteressen Geltung verschafft zu haben, wovon auch der bürgerliche Gedanke eines dialektischen Wettstreits um das beste Argument, was idealerweise die größtmögliche Annäherung an eine objektive Wahrheit bedeuten würde, zeugt, so zeigt er tatsächlich immer wieder, vor allem in Zeiten systemimmanenter Krisen, seine kollektivistischen Züge, die selbst die marktradikalste Politik nicht zu verhindern wüsste. Denn in Wahrheit wissen die meisten Menschen mindestens unterbewusst um die höchstwahrscheinliche Unerfüllbarkeit jener Glücksversprechen, die der Kapitalismus scheinbar für alle bereit hält, die tatsächlich aber nur Randerscheinungen eines „automatischen Subjekts“ sind, eines Fetisch, der mitnichten im Dienste des Glückes aller, das aber schon um seinem Begriff gerecht zu werden, immer die Möglichkeiten der Individuen, nicht einer gleichgeschalteten Masse, zu bedeuten hat, steht. Deshalb neigen die Menschen zu einer Art von Gruppenbildung, die umgangssprachlich als „Vitamin B“ bekannt ist, mit der sie sich, um die Wahrscheinlichkeit des eigenen Nichtbestehens auf einem freien Markt wissend, gegenseitig ihre Pfründe zu sichern versuchen und bilden dementsprechend auch ein kollektivierte Denken aus, dass Eigeninteressen nicht aus augenblicklich gebotener Notwendigkeit, sondern durch Ritualisierung eines heute landauf, landab geforderten Teamgeists verrät und mit der zunehmenden Aufhebung der Trennung zwischen Beruf und Freizeit und der auch jenseits des linksradikalen Spektrums geforderten Aufhebung der Trennung zwischen Politischem und Privatem der gesellschaftlichen Entwicklung des krisenhaften Spätkapitalismus im Sinne postmoderner Theorien Rechnung trägt.

Während immer mehr Menschen den Anforderungen nach Flexibilität durch (Schein-)Selbständigkeit und befristete Arbeitsverhältnisse gerecht werden müssen, werden die übrigen Beschäftigten fester an ihren Betrieb, dessen Schicksal auch das Ihrige zu sein hat, gebunden. Wie so oft verlaufen die Grenzen fließend und gerade in Deutschland ist die Bereitschaft an den eigenen Bedürfnissen Abstriche zugunsten einer wie auch immer definierten Gemeinschaft zu machen, besonders groß und schon längst verbinden sich die Überzeugung von Teamgeist und der Verlust jeglicher Sicherheiten, den viele durch Erstgenanntes zu kompensieren glauben, zur gemeinschaftsstiftenden Antwort auf die andauernde Verwertungskrise des Kapitals. Gruppenweise sucht man gemeinsam die Privilegien, die man zugunsten der Gruppe verliert, zu bewahren und redet sich die Möglichkeit zur Aufgabe eines halbwegs erträglichen Lebens ein, wenn denn alle anderen auch mitmachen würden und gibt so dem überall kollegial verkündeten Ende eines aber nie so wirklich existent gewesenen freien Wettbewerbs Einzelner seine politische Dimension, die in der Zustimmung zahlreicher namhafter Feuilletons zu den Ideen eines Bandenwesens auf den Resten der Zivilisation, wie sie ein „Unsichtbares Komitee“ populär machte, ihren Ausdruck fand.

Ob Bande oder Staat – im Bewusstwerden der Ohnmächtigkeit des Einzelnen muss im falschen Ganzen das Raubtier Gruppe es richten, zugunsten der alle Einzelinteressen aufgegeben werden, da der Staat als Hüter der Rechte des Einzelnen hierzulande, wo das Allgemeinwohl, wie es sich mal in der Mediendemokratie oder dem Hobeln an der Verfassung zugunsten des Abschusses von Passagierflugzeugen, zeigt, ausscheidet. Die fetischisierte Teamfähigkeit ist allgegenwärtig, von der Schule über die Universität bis zum Betrieb wird in der Regel dazu angehalten, seine Standpunkte nicht zu vehement zu vertreten, da sozialer Frieden wichtiger als Argumente und die diskurstheoretisch sowieso unmögliche Wahrheitsfindung ist. Die organisierte Linke ist in Sachen Postmoderne schon einen Schritt weiter und wo die Verheimlichung von Individualität zunächst Schutz vor staatlichem Zugriff bieten sollte, ist sie heute, wo für sämtliche Inhalte ein Kollektiv und damit gleichzeitig niemand steht, politisches Programm.

An der Universität findet das Meinungskartell der nichtssagenden Beliebigkeit, die nur die Metaebenen des Austauschs untersucht, ihre wichtigste Bastion. Die gefeierten „Diversitäten“, wie sie in Cultural, Colonial, Critical Whiteness und auch Gender Studies zum Ausdruck kommen, finden ihr formales Äquivalent in Teamarbeit und Stuhlkreiseminaren, bei dem alle, um Machtstrukturen zu brechen, die verdammte Pflicht haben, sich in gleichen Teilen einzubringen, und schließlich die Ergebnisse der Gruppe zu ihren eigenen zu machen, unabhängig von ihren Vorstellungen, was Arbeitsweisen betrifft. Vermutlich hat es der Autor dieser Kolumne deswegen nie geschafft, sich in einer Lerngruppe zu organisieren und zieht ein stilles, hauptsächlich auf Lesen und Schreiben konzentriertes Studium ständigen Austauschtreffen mit gemeinschaftsstiftendem Gelaber vor, was angesichts des Finanznotstands im Hochschulwesen und Seminaren mit durchschnittlich 60 TeilnehmerInnen sich noch ganz gut, allen angedachten Vorgaben zum Trotz, bewerkstelligen lässt. Das heißt aber nicht, dass ein solch „autistischer“ Kritiker keinen Gefallen an Diskussionen mit anderen „autistischen“ KritikerInnen hätte, nur der Rest kann ihm eben gestohlen bleiben, wie er auch über die persönliche Armseligkeit und Widersprüchlichkeit dieser Kolumne nicht belehrt werden braucht.